

Zu wahr, um schön zu sein

Der Baptismus im Jubiläumsjahr

Kim Strübind

„Ich glaube, man sollte überhaupt nur Bücher lesen, die einen beißen und stechen. Wir brauchen die Bücher, die auf uns wirken wie ein Unglück, das uns sehr schmerzt [...]. Ein Buch muss die Axt sein für das gefrorene Meer in uns.“ Franz Kafka, Briefe

„Wir erleben ein großes Engel-Sterben in uns – letzte Menschen sind leere Engel, Nicht-Boten, nichtssagende Menschen [...] das Individuum ist einfach der Mensch ohne Auftrag, der Nicht-Bote. [...] Wir haben niemanden hinter uns, keinen König, durch dessen Machtwort unsere Sendung sinnvoll würde.“

Peter Sloterdijk, Selbstversuch

Das Jahr 2009 hat es wahrlich in sich. Nicht nur, dass die ganze Welt in einer Wirtschaftskrise von nicht für möglich gehaltenen Ausmaßen steckt und der erste schwarze Präsident der Vereinigten Staaten dabei ist, das Land nach dem lähmenden Entsetzen über das Bush-Cheney-Regime der letzten acht Jahre in den Kreis der zivilisierten westlichen Staaten zurückzuführen. Wir befinden uns zugleich auch in einem Jahr, das eine nicht enden wollende Kaskade von Jubiläen durchläuft, das – wirtschaftliche Lage hin oder her – getrost als „inflationär“ bezeichnet werden darf. So viele große Jubel- und Gedenkfeiern, wie sie für 2009 anstehen, verträgt kein Gemüt und bringt unser emotionales Freudentableau gehörig durcheinander.

So feiern nicht nur das Grundgesetz (und mit ihr die Bundesrepublik) sowie der Deutsche Evangelische Kirchentag, der diesmal in Bremen stattfindet, ihr jeweils 60-jähriges Bestehen. Zugleich sind seit dem Fall der Berliner Mauer auch schon wieder 20 Jahre ins unwillig-vereinte Land gegangen; ferner 75 Jahre seit der Abfassung der Barmer Theologischen Erklärung von 1934, der Magna Charta der Bekennenden Kirche. Das spannungs- und konfliktreiche Verhältnis von Politik und Kirche haftet an allen genannten Jubiläen. Gleichwohl wird 2009 wohl nicht als das Jahr bundesrepublikanischer Gedenkfeiern in das internationale kollektive Gedächtnis eingehen. Wirkungsgeschichtlich weitaus bedeutsamer ist die Erinnerung an *Charles Darwin*, jenes etwas dröge, ja geradezu provozierend langweilig schreibende Jahrhundertgenie, dessen 200. Geburtstag uns in diesem Jahr daran erinnert, dass auch der akademische Elfenbeinturm eines Naturkundeforschers die Welt aus den Angeln heben kann. Und wer hätte wie er die Welt oder

besser: ihr Selbstverständnis in auch nur annähernder Weise verändert? Seit Darwin wissen wir, wer da „materialiter“ in, mit und unter der angeblichen Krone der Schöpfung schlummert. Ein Affe, der Witze erzählen, Pfeife rauchen, aber auch Atomkriege anzetteln kann, was sich seit Darwins akribischen Recherchen erstmals mittels einer immer differenzierteren Evolutionstheorie aus einer kollektiven biologischen Weltbiographie schlüssig ableiten und erklären lässt. Das hat nicht einmal die Bibel geschafft: Das, was sie das „Böse“ oder die „Sünde“ nennt, zu plausibilisieren. Seit Darwin haben wir eine Vorstellung davon, wie Gewalt und Selbsterhaltungstrieb im Rahmen eines Kampfs der Arten um ihr Überleben zusammengehören. Der britische Naturkundler brauchte dazu keine mythologischen Schlangengestalten, die in paradisischen Gärten Menschen verführen, sondern nur einige später nach ihm benannte Finken, die er auf den Galapagos-Inseln studierte.

Von größter historischer Bedeutung und von der Öffentlichkeit im Land der – deutschen – Reformation immer schon weit unter Wert verkauft war der Genfer Reformator *Jean Cauvin*, dessen Nachnamen man durch „Calvin“ (Kahlkopf) latinisierte und dessen Vornamen man in gleicher Manier im deutschsprachigen Raum Johannes aussprach. Dieser Johannes Calvin, dessen 500. Geburtstag 2009 zu feiern ist, machte als Reformator der zweiten Generation die Reformation von einem deutschen zu einem europäischen Ereignis und übertraf an Intellekt, exegetischem Scharfsinn und Bildung Luther bei weitem. Dass Luther gleichwohl mit größerer Sympathie und Ehrfurcht bedacht wird als der Gründer des Genfer Gottesstaates, mag an den unterschiedlichen Persönlichkeiten liegen. Luther kann man lieben, Calvin nur schätzen und bestenfalls verehren. Bei aller Gelehrsamkeit war Luther ein Mann des Volkes und liebte neben seinem Gott auch das weltliche Leben: Ein Reformator, der Karten spielte, Kinder zeugte und gerne (und reichlich) Bier trank, wegen des reichlichen Genusses von fettem Fleisch (man sah es ihm an) unter Nierensteinen litt und fluchen konnte wie ein Kutscher. Calvin verdanken wir dagegen neben einer bestechend geschriebenen Dogmatik, die der gelehrte Jurist eine „Verfassung“ für seinen Gottesstaat nannte (*Institutio Christianae Religionis*), vor allem den „Calvinismus“. Dieser hat auch den Baptismus in erheblichem Maße beeinflusst und wurde zum Synonym für religiöse Strenge, rigide Sozialkontrolle und asketische Disziplin. Max Weber hat im Calvinismus den Hauptverantwortlichen für einen freudlosen Investitions-Kapitalismus gesehen, der in den Vereinigten Staaten von Amerika schnurstracks zur Wall Street und der Illusion von freien Märkten als Ausdruck für das Gemeinwohl führte. Die Linie von Calvin zu unserer heutigen Wirtschaftskrise mag daher ihren Reiz haben, wenngleich der Reformator aus Genf die Habsucht der Boni-Ritter fremd war, die uns in diesen Tagen so übel aufstößt. Seine spitzgesichtige Persönlichkeit war von einer sprichwörtlichen Strenge, die Gewalt und Todesurteile gegen Andersdenkende nicht scheute: „Wo es um meines Gottes Ehre und Wahrheit geht, will ich lieber rasen als nicht zürnen, damit der Schimpf, mit dem seine heilige Majestät befleckt wird, nicht auf mein Haupt zurückfalle“ (Calvin an Zurkinder 1559).

Über den Puritanismus, aus dem schließlich der Baptismus hervorgegangen ist, wurde Calvin auch einer der Ahnherren meiner Kirche, der für Johann Gerhard Onckens – in Hamburg-Altona nicht sonderlich beliebtes – Ältestenregime indirekt mitverantwortlich ist, das den Baptismus in seine erste innere Zerreißprobe führte.

Damit sind wir bei jenem Gedenk-Reigen angelangt, der dieses Jahr zumindest für ökumenisch Gesinnte zum baptistischen Jubiläumsjahr machen könnte. Vor genau 400 Jahren wurde der Baptismus durch angelsächsische Emigranten in den Niederlanden aus der Taufe gehoben, deren Mitglieder schon kurze Zeit später nach England zurückkehrten, als oppositionelle Separatisten Glaubensfreiheit von weltlicher und geistlicher Obrigkeit einforderten und für ein „kongregationalistisches“ Christentum eintraten, das sich erstmals radikal von unten nach oben dachte. Bereits die Gründung des ersten „baptistischen“ Konventikels durch intellektuelle englische Inselflüchtlinge in Amsterdam wäre beinahe gescheitert, als sich die Gruppe nur kurze Zeit nach ihrem Zusammenschluss schon wieder auflöste (der Großteil schloss sich den Mennoniten an) und lediglich zehn Mitglieder übrig blieben, die nach England zurückkehrten. Sehr viel später, vor 175 Jahren, als der Baptismus längst in der Neuen Welt etabliert war, gründete der in der Elbe getaufte Bibelkolporteur und Kaufmann Johann Gerhard Oncken die anfänglich aus sieben Mitgliedern bestehende erste ortsstabile „Gemeinde getaufter Christen“ auf dem europäischen Kontinent in Hamburg. Ihr Vorbild war die „Urgemeinde“ auf der Basis des Neuen Testaments, die mit amerikanischer Assistenz revitalisiert wurde und alsbald darum ersuchte, Mitglied der amerikanischen Hudson River Baptist Association zu werden. So war die erste deutsche Baptistengemeinden von Anfang an Teil des weltweiten Baptismus, was ihr in der NS-Zeit das Stigma der „ausländischen Sekte“ eintrug.

Dass Oncken heute als baptistischer Heiliger gilt, ist verständlich und dem Zug baptistischer Geschichtsschreibung zur Hagiographie geschuldet, der typisch ist für kleine Kirchen mit einem großen Minderwertigkeitskomplex. Für seinen späteren Tauffundamentalismus machte er die Bibel verantwortlich, eine Behauptung, die heute nur mit exegetischen Bauchschmerzen verdaubar ist. Sie allein trage die „Schuld“ an seinem Missionswerk, behauptete er. Das haben allerdings alle Kirchengründer behauptet und taugt als Erklärung für die Entstehung des Baptismus nur bedingt. Ohne den größeren Kontext der „Erweckungsbewegung“ sowie die sich in Deutschland als Gegenbewegung zur Aufklärung formierende Romantik und die Emanzipationsbestrebungen des Bürgertums ist die Entstehung des Baptismus und – fast zeitgleich – aller weiteren „Freikirchen“ kaum befriedigend zu erklären. Was Oncken betrifft, so könnte ich bei aller historisch angemessenen Würdigung auf ihn als Ahnherrn meines Glaubens (der er nicht ist) getrost verzichten und würde ihn jederzeit für einen Martin Luther King oder einen John Clifford eintauschen, die unter den baptistischen Heiligen meine persönliche Hitliste anführen. Dass sich unter meinen ersten zehn Lieblings-

baptisten kaum Persönlichkeiten aus Deutschland finden, hat seine Gründe. Dazu zählen die immer noch verdrängten bzw. beschönigten oder ganz verschwiegenen Anpassungsstrategien der deutschen Baptisten an die beiden deutschen Diktaturen, die nicht nur in den baptistischen Himmel stinken. Und die in meiner Kirche so häufig anzutreffende Arroganz, man sei eine einzig nach dem biblischen Vorbild gestaltete Gemeinschaft, an der sich andere Kirchen zu orientieren hätten, erfüllt mich angesichts unserer Geschichte und der wirklichen Zustände in Bund und Gemeinden mit Ärger und Scham. Es ist nicht zuletzt in den exegetischen Beiträgen der letzten Jahre in der „Zeitschrift für Theologie und Gemeinde“ nachzulesen, dass diese autoimmune Geschichtsklitterung eine fromme Illusion des Hochmuts der Ungebildeten, Unwissenden und kirchlich Enttäuschten ist, die in unseren Taufbecken ihren großkirchlichen Frust abzuwaschen meinen. Wer behauptet, Baptistengemeinden seien Abbilder der Gemeinden „nach dem Neuen Testament“, hat keine Ahnung – weder vom Baptismus noch vom Neuen Testament – und ist, ekklesiologisch betrachtet, in des Kaisers neuen Kleidern unterwegs, also unendlich „underdressed“.

Was gibt es im Jubiläumsjahr tatsächlich zu feiern? Woran ist nun auch einmal *dankbar* zu erinnern? Zunächst wohl daran, dass es einer als Hamburger Konventikel begonnen unabhängigen christlichen Gemeinschaft mit einem großen diakonischen Herzen gelang, sich in dem starr-binären konfessionellen Gebilde unseres Landes als „Freikirche“ zu etablieren und sich 175 Jahre lang zu behaupten. Ein Land, in dem – die Großstädte einmal ausgenommen – bis heute die geographischen Konfessionsgrenzen wie mit dem Rasiermesser gezogen sind, in dem ein Kölner auf die Frage nach seiner Konfession „normal“ antwortet und damit „katholisch“ meint, versteht gerade in religiös-konfessionellen Fragen keinen Spaß. Der Baptismus konnte sich gleichwohl in einer Gesellschaft etablieren, in der Baptisten anfänglich der Ketzerei verdächtigt, wegen „Sakramentsmissbrauchs“ inhaftiert und bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts weder auf evangelischen noch katholischen Friedhöfen beigesetzt werden durften; einem Land, in dem Ökumene in der Öffentlichkeit weitgehend als bilaterales Gespräch zwischen Katholiken und Lutheranern verstanden wird.

Dass eine von religiösen Phobien durchsetzte Gesellschaft, die die Religionsfreiheit am liebsten staatlich kontrolliert und reglementiert sähe, sich des Baptismus auch nach 175 Jahren nicht entledigte, ist in der Tat erstaunlich. Nicht minder überraschend ist, dass dieser Baptismus in Deutschland heute in ökumenischer Partnerschaft mit anderen Kirchen lebt und theologisch sowie hinsichtlich seines Gemeindelebens zu einem anerkannten und oft gleichberechtigten Gesprächspartner in ökumenischen Dialogen avancierte. Diese erfreuliche Entwicklung verdankt sich nicht nur einer geänderten Haltung unserer Partnerkirchen, sondern auch einer baptistischen Neubesinnung vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Baptismus hat in seiner Geschichte zudem bewiesen, dass eine von unten nach oben, also von der Ortsgemeinde her konzipierte und ansonsten reichlich chaotisch

verfasste Gemeindekirche funktionieren kann. Das sicherlich mit vielen Schwächen behaftete und ausgesprochen konfliktreiche Zusammenleben in Gemeinden, in denen man sich persönlich kennt, meist mit Vornamen anredet und keine Scheu hat, miteinander und füreinander zu beten, ohne auf liturgische Formulare zurückgreifen zu müssen, und in der der eigene Glaube ohne theologische Fachleute artikulationsfähig ist, stellt für Außenstehende und ökumenische Fachleute immer wieder eine faszinierende Erfahrung dar. Baptistengemeinden – und gewiss nicht nur sie – bauen dem Evangelium Brücken in die Gesellschaft und haben (solange sich der Eifer evangelikaler Seelenretter begrenzen lässt) auch ein weites diakonisches Herz, das für die Nöte ihrer Mitmenschen schlägt. Dies belegen zahllose Initiativen, Einrichtungen und Werke zugunsten Benachteiligter und eine proportional weit über den sog. „Großkirchen“ liegende persönliche Spendenbereitschaft.

Allerdings sind die Stärken des Baptismus auch seine Schwächen. Das ganz in der Ortsgemeinde verankerte Glaubensleben generierte ein höchst fragiles kirchliches Gebilde, das mit dem Geburtsfehler eines ungebremsen gemeindlichen Autonomie-Prinzips das Licht der Welt erblickte. Aus ihm ergibt sich, dass Gemeinden auch mit all ihren Fehlern, Irrtümern, Schwächen und Verirrungen weitgehend sich selbst überlassen sind. Diese gemeindliche Selbstreferenz, so befriedigend sie unter dem Gesichtspunkt der Selbstverwaltung auch sein mag, ist auf lange Sicht gemeinschaftsverhindernd. Sie lässt eine kollektive Identität jenseits von Taufparagrafen in einer Gemeindefassung und eine bindende Solidarität der Gemeinden untereinander gar nicht erst aufkommen, weil die Ortsgemeinde alles ist und die größere Gemeinschaft – von der dem Neuen Testament so wichtigen Ökumene ganz zu schweigen – wenig bis nichts gilt.

Dies lässt die Frage aufkommen, ob der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden überhaupt eine Kirche ist oder ob er dies je sein bzw. werden kann. Noch immer weiß dieser Gemeindebund nicht genau, ob er mehr sein möchte als der Dachverband einer Bekehrungs- und Taufbewegung, in der auch fundamentalistische Eiferer, „geistliche Erneuerer“ und selbsternannte Propheten den Heiligen Geist für ihre religiösen Phantasien und Neurosen reklamieren dürfen. Das wackelige Selbstverständnis, die theologischen Halbheiten und die undurchdachten und oft geradezu vulgären Phrasen, mit denen man eine postmoderne Gesellschaft „missionarisch“ beglücken möchte, sind kein Ruhmesblatt des Baptismus. Auch nicht das unter angeblich mündigen Erwachsenen verbreitete Bibelverständnis, das bereits ein 10-jähriges Kind argumentativ aus den Angeln heben kann. Wer das Buch der Bücher wie eine Vereinssatzung liest, stellt dann auch theologisch ausgesprochen problematische Zusammenhänge zwischen Taufe und rechtlicher Gemeindeflagschaft her, nur um diese durch die Praxis des wiederum ökumenisch gefeierten Abendmahls sofort zu konterkarieren. Die baptistische Identität hängt zu Recht an der Überzeugung, nur solche Menschen zu taufen, die an Jesus Christus glauben. Die baptistische Identität hängt aber nicht daran, ein Urteil über das Getauft- oder Nichtge-

tauftsein anderer Christinnen und Christen zu fällen und Christen anderer Kirchen die volle und nach evangelischem Verständnis einzig am Glauben (und nicht an der Art des Getauftseins) hängende volle Gemeinschaft zu verwehren. Dies hieße, das Evangelium in einem formalen und gesetzlichen Sinn zu interpretieren und es damit gegen sich selbst auszulegen. Millionenfach verstoßen Baptistinnen und Baptisten mit ihrem Beharren auf dem Konnex von Gläubigentaufe und Gemeindemitgliedschaft gegen die Forderung des Paulus, den Leib Christi keinesfalls zu spalten, was für den Apostel schlimmste Sanktionen nach sich ziehen sollte. Eine „Gemeinde nach dem Neuen Testament“ müsste diese Warnung zumindest einmal zur Kenntnis nehmen. Gehören die Baptisten für ihr Beharren auf der Gläubigentaufe daher womöglich in den Himmel, so für ihr gesetzliches Beharren auf der allein „gültigen“ Gläubigentaufe als Voraussetzung für eine Gemeindemitgliedschaft in die Hölle – zumindest aber an den galatischen Pranger. Ökumenisch lässt sich für solche Borniertheiten und die theologischen Kapriolen einer Laienkirche nur immer wieder um mildernde Umstände bitten. Hier hilft manchmal das Gebet Jesu: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ (Lk 23, 34).

Wenn der Baptismus in Deutschland bis heute überlebt hat, dann sollte man in diesem Zusammenhang nicht von einem „Wunder“ sprechen. Solches Pathos mag den Festrednern und Souffleuren dieses Jahres überlassen werden, deren rhetorisches Repertoire nicht mehr hergibt als solche hagiographischen Stichworte. Tatsächlich müssten wir uns eingestehen, dass der Baptismus nach 175 Jahren in unserer Gesellschaft herzlich wenig erreicht hat. Mehr als alle baptistischen Evangelisten zusammen hat das 60 Jahre alte Grundgesetz zum Frieden und zur Freiheit in unserer Gesellschaft beigetragen. Die Verkaufszahlen des Heils, auf die Baptisten aus Gründen der Selbstlegitimierung so gerne verweisen, sind seit Jahren im Keller. Um unsere gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit zu erkennen, brauchen wir nicht einmal eine Wirtschaftskrise. Warum ist die baptistische Gemeinschaft trotz ihrer immensen „missionarischen“ Bemühungen in unserer Gesellschaft immer noch weitgehend unbekannt? Warum ärgert man sich als „concerned Baptist“ so oft über die eigene Kirche, statt sich aufrichtiger über ihre Existenz zu freuen oder gar so etwas wie Stolz zu empfinden? Und wer sagt uns eigentlich, dass Gott *diesen* Gemeindegott überhaupt will? Ist Christus für so etwas wie den Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden, auferstanden? Vielleicht sind wir ein religiöser Club, dessen dahinschwindende Mitglieder als Einzige nicht wahrhaben wollen, dass die meisten Menschen in unserem Land lieber „nein danke“ sagen, als mit uns auch nur ansatzweise über religiöse Fragen zu sprechen. Für die scheint eher der Dalai Lama zuständig zu sein, weil der authentischer, glaubwürdiger, humorvoller, gebildeter und lebenswürdiger das Wesen der Religion repräsentiert und irgendwie christlicher wirkt als die Christen.

Es wäre ja schon etwas gewonnen, wenn es uns selbst endlich gelänge, die Weite baptistischer Traditionen und ihre Anliegen kennen zu lernen, die

sich in der weltweiten baptistischen Gemeinschaft zeigen. Dazu gehören neben den liturgischen, kybernetischen und missionarischen Erfahrungen auch das Eintreten für Religionsfreiheit, Menschenrechte und die friedliche Beilegung von Konflikten – im Namen des Gekreuzigten und seines Evangeliums. Um den „transprietistischen“ Reichtum des Baptismus zu entdecken, wäre es nötig, sich aus dem evangelikalischen Klammergriff zu befreien, in dessen babylonische Gefangenschaft sich der deutsche Baptismus begeben hat. Das sich nach einer unheilbaren Krankheit anhörende Attribut „evangelikal“ hat sich wie ein Mehltau religiöser Phantasielosigkeit über den deutschen Baptismus und anverwandte Gemeinschaften gelegt. Was aber hat, in Gottes Namen, der Baptismus mit fundamentalistischen Sektierern und radikalen Spinnern zu tun, die das Dach der „Evangelikalen“ vor allem deshalb nutzen, um ihren oft geistfreien Botschaften eine christliche Legitimation zu geben? Der Vorstand der Vereinigung evangelischer Freikirchen (VEF) hat sich in seiner Sitzung am 14. und 15. Januar 2009 jedenfalls erstmals öffentlich dagegen verwahrt, dass die in ihr zusammengeschlossenen Mitgliedskirchen pauschal „evangelikal“ genannt werden. Dieser belastete Begriff ist heute zum Schimpfwort geworden, gewiss auch durch die religiös-politischen Netzwerke in den USA und seit der Erkenntnis, dass evangelikale US-Präsidenten die schlimmsten aller denkbaren sind. Baptistinnen und Baptisten sind von ihren Ursprüngen her jedoch keine Fundamentalisten, also selbsternannte Glaubenskontrolleure, die an einer kognitiven „Unterkomplexität“ (Peter Sloterdijk) leiden, die sie durch ein neurotisches Erwählungsbewusstsein sowie rigide Dogmen und ethische Zwänge kompensieren müssten. Ich schließe mich jedenfalls dem Votum des VEF-Vorstands gerne an und bekenne, als Baptist kein Evangelikaler zu sein.

Was für eine Diskrepanz besteht doch zwischen der Koalition der oft so engstirnigen „Evangelikalen“ und den historischen Ursprüngen des Baptismus in England und Holland im 17. Jahrhundert! Dessen Träger und Gründungsgestalten waren hochgebildete Theologen, die dem englischen König in religiösen Fragen die Stirn boten und wie John Smyth und Thomas Helwys Denkschriften verfassten, die einem auch noch heute zu denken geben. Deren Evangelium wollte nicht nur Seelen retten, sondern alle Menschen zur Wahrheit einer großen göttlichen Freiheitsbewegung rufen. Davon sind wir weit entfernt. Und dies liegt auch an dem gegenwärtig auffälligen Mangel an baptistischen Persönlichkeiten hierzulande. Es fehlen Menschen, die Verbindliches verbindend sagen und das besitzen, was man früher einen „weiten Horizont“ nannte. In meiner Kirche wird heute Präsident, wer bei drei nicht rechtzeitig auf den Gemeindebaum geflüchtet ist. Weder unser derzeitiger (und nicht wieder kandidierender) Präsident, noch die Generalsekretärin verfügen über eine theologische Ausbildung (und haben noch nicht einmal einen theologischen Referenten bzw. eine Referentin), nehmen aber unbefangen und ohne jede tiefere Einsicht oder Kenntnisse zu theologischen Sachfragen Stellung. Kein Wunder, dass sich dafür kaum jemand interessiert.

Weitaus schlimmer ist, dass der deutsche Baptismus kulturell und intellektuell den Anschluss an die Gegenwart verloren hat und immer noch in Konzepten und Vorstellungen des 19. Jahrhunderts denkt und zu handeln versucht. Baptisten reden viel von „Mission“, aber sie haben keine Ahnung, wie sie im 21. Jahrhundert gestaltet werden muss. Viel zu oft debattieren wir über missionarische Methoden, statt über Inhalte nachzudenken, obwohl sie es doch sind, die zunächst einmal selbst begriffen werden müssen, bevor man sie vermitteln kann. Der Baptismus ist aus dem Konventikelwesen des Neupietismus im 19. Jahrhundert entstanden und bis zum heutigen Tag eine vor sich hin evangelisierende Laienbewegung der geselligen Seelenvertröster geblieben. Sie träumt immer noch ihren leicht größenwahnsinnigen Traum von der allgemeinen Weltbeglückung durch ein baptistisch gefärbtes Evangelium, dessen Ausgestaltung seinen kleinbürgerlichen Zuschnitt noch nicht abgelegt hat. Die reale „Welt“ bleibt, allen pseudomissionarischen Attitüden zum Trotz, außen vor und wird oft durch ein museales baptistisches Gemeindeleben ersetzt, das auf die Heimatbühnen der Volksschauspielerei gehört. Wer nicht entsprechend religiös begabt, von der Welt hoffnungslos enttäuscht oder durch seine Erziehung vorgeprägt ist, findet schwerlich zu uns.

Vielleicht ist dies der Grund dafür, dass wir längst vor uns hin plappernde Botschafter ohne eine wirkliche Botschaft geworden sind, zumal unsere Botschaft nicht einmal mehr in unseren eigenen Reihen überzeugt. Dieses Phänomen nennt der Philosoph Peter Sloterdijk das große „Engel-Sterben“ in unserer Zeit, denn Engel sind eine Metapher für „Botschafter“. Der postmodernen Menschheit ist die Berufung als kulturelle Transmitter abhanden gekommen. Als „leere Engel“ und radikal Individualisierte drohen wir zu schwatzenden, aber gleichwohl „nichtssagenden Menschen“ zu werden, zu Boten ohne Authentizität. Diese „leeren Engel“ vermehren sich auch im Baptismus proportional zu einem missionarischen Aktivismus und verbergen ihr Nicht-Gesandtsein hinter hohlen Phrasen und alten Missionsaufträgen. Die sind längst derart banalisiert, dass sie keine Anrede, keine Antwort und kein Brot sind. Wir sind daher auf dem besten Weg, in eine religiös illusionäre, nichtssagende Belanglosigkeit zu versinken. Dies wäre die wohl bitterste Form öffentlicher Nichtwahrnehmung: Dass dem Baptismus als einem Kollektiv leerer und zugleich geschwätziger Engel die geistige und geistliche Satisfaktionsfähigkeit abhanden kommt.

Vielleicht ließe sich – als Letztes der hier zu erwähnenden Jubiläen – an den 125. Geburtstag des Theologen Rudolf Bultmann erinnern. Der von den Evangelikalen zeitlebens missverstanden und vielgeschmähte Entmythologisierung und Entzauberung obsoletter Weltbilder war zugleich einer, der das Evangelium von Jesus Christus wieder sprachfähig machte und das Verstehen zur Kardinaltugend des Glaubens erhob. Etwas von dieser Leidenschaft, das Evangelium neu zu verstehen, um es heute bezeugen zu können, stünde auch uns gut an. Der deutsche Baptismus hat jedenfalls seine Reformation noch vor sich.